



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Aus dem Nachlaß von Clemens Perthes.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Aus dem Nachlaß von Clemens Perthes.

Politische Zustände und Personen in den deutschen Ländern des Hauses Oestreich von Karl VII. bis Metternich. Aus dem Nachlasse des Verf. herausgegeben von A. Springer 1869.

Wir haben dies Buch, dessen erster Theil vor einigen Jahren in den Grenzboten besprochen ward, mit Wehmuth in die Hand genommen. Damals schrieb der Verfasser, dessen Absicht es war eine Entwicklungsgeschichte der politischen Parteien in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft zu geben, in der Vorrede: „Durch meine Gesundheit werde ich daran erinnert, daß mir Kraft und Zeit zur Ausführung des ganzen Werkes schwerlich vergönnt sein werden.“ Seine Ahnung ging leider in Erfüllung: er starb am 25. Nov. 1867 ohne seine große Aufgabe vollenden zu können.

Clemens Perthes war ein Mann, der wenig auf den eigentlichen Markt des politischen Lebens hinausgetreten ist, und doch eine bedeutende Einwirkung auf die Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse gehabt hat. Einmal indem er der Lehrer fast aller deutschen Fürsten und Prinzen geworden, welche seit 1835 studirten: wir nennen unter seinen Schülern nur den Herzog von Coburg, Prinz Albert, Prinz Friedrich Karl und vor Allem den Kronprinzen von Preußen. Begreiflicherweise knüpften sich hieran einflußreiche Beziehungen, sowohl zu den Herren selbst wie zu ihnen nahestehenden bedeutenden Persönlichkeiten; unter den letzteren mag nur des jetzigen Kriegsministers von Roon gedacht werden, welcher 1847 den Prinzen Friedrich Karl als Gouverneur auf die Universität Bonn begleitete und dessen politischer Vertrauter und Berather Perthes stets geblieben ist. Ob sein Einfluß im praktischen Staatsleben immer ein glücklicher war, ist fraglich; er gehörte zwar zu den Unterzeichnern des Bethmann-Hollweg'schen Programms und Mitbegründern des preussischen Wochenblattes, aber er zog sich später von seinen Freunden mehr und mehr zurück, opponirte entschieden gegen die Entlassung des Ministeriums Manteuffel unter der Regentschaft und stellte sich während des Conflicts so unbedingt auf die Seite der Regierung, daß er sogar den Obertribunals-

beschluß verteidigte. Unbezweifelst aber sind die Verdienste, welche er sich auf socialem Gebiete und als Schriftsteller erworben. Was Ersteres anlangt, so ist seiner Initiative wesentlich die Errichtung der Handwerksberbergen „Zur Heimath“ zu denken, welche dormalen schon in großer Anzahl in den verschiedensten deutschen Städten bestehen und einen segensreichen Einfluß geübt haben. Auf dem Gebiete der Literatur liegen uns drei Werke vor, welche seinem Namen eine ehrenvolle Stellung sichern. Das erste ist das wenigstgekante: „Das deutsche Staatsleben vor der Revolution“, obwohl es ein höchst anschauliches, auf tüchtigen Studien beruhendes Bild jener Zeit gibt, von der wir schon so weit getrennt sind, in der aber doch unsere Großväter noch lebten und mit der wir, trotz der Revolution, die sich scheidend zwischen uns und sie gelagert, doch mit so starken Fäden verknüpft sind. Weit größeren Einfluß gewann das „Leben von Friedrich Perthes“, welches von 1848—1855 in drei Bänden erschien. Es muß zugegeben werden, daß die liebevolle Hand des Sohnes Manches in dem Bilde des Vaters idealisirt hat; aber derselbe bleibt eine bedeutende Persönlichkeit, sowohl durch den thätigen Antheil, den er an der Erhebung Deutschlands und speciell Hamburgs gegen die Fremdherrschaft nahm, als durch die hervorragende Stellung, die ihm in der Geschichte und Entwicklung des deutschen Buchhandels gebührt; namentlich hat auch der Verfasser in dem Buche seiner Mutter Caroline Perthes ein Denkmal gesetzt, welches ihr einen Platz in der Geschichte edler deutscher Frauen sichert. Indes die eigentliche Bedeutung der Biographie liegt in ihren wichtigen Beiträgen zur Zeitgeschichte; Friedrich Perthes hatte die ausgebreitetsten persönlichen Beziehungen, kaum ein bedeutender Mann lebte in Deutschland den er nicht kannte oder mit dem er nicht correspondirte; dabei war er bei aller Tüchtigkeit eine Natur von fast weiblicher Empfänglichkeit, gleichsam „ein Ohr der Zeit“. Der Sohn hat, um nirgend anzustoßen, bei der Mehrzahl der mitgetheilten Briefe die Namen der Verfasser weggelassen und doch fühlen wir jedesmal, daß der Betreffende ein Recht hatte als Repräsentant einer Richtung so zu sprechen. Es hängt das mit dem großen Verdienste des Werkes zusammen, daß es ein wirklich künstlerisch durchgearbeitetes Ganze ist, keine bloße Materialkassensammlung oder Memoiren über den Mann. Wie anders hätte noch Stein's Leben wirken können, wenn ihm eine ähnliche Bearbeitung zu Theil geworden wäre! Abgesehen von den Wagnhagen'schen Schriften hat von den Helden jener großen Zeit nur York in Drohsen einen wirklichen Biographen gefunden. Wenn wir daneben das Buch über Friedrich Perthes nennen dürfen, von dem z. B. der verewigte Tocqueville uns einmal sagte, daß er für die deutsche Geschichte der Zeit daraus am meisten gelernt habe, so ist das wesentlich das Verdienst des Sohnes.

Nach Vollendung desselben faßte Perthes jenes Werk über die Geschichte

der Parteien ins Auge, von dem zwei Theile uns vorliegen. Der erste behandelt das südliche und westliche Deutschland, der zweite eben erschienene die deutschen Länder der östreichischen Monarchie; die Erzählung, wie die nationale Partei sich in Preußen entwickelt und die Befreiung vollführt, ist Entwurf geblieben: ein wahrer Verlust, denn dieser Theil wäre ohne Zweifel die Krone des Werkes geworden. Inzwischen wollen wir dankbar für den zweiten sein, welcher fast vollendet in Perthes' Nachlaß gefunden ward: nur ein Capitel, welches das wiener Volksleben am Ende des vorigen Jahrhunderts schildern sollte, fehlt, weil es die unfertige Gestalt einer bloßen Skizze hatte. Herausgegeben ist es von Prof. A. Springer, der um so mehr dazu berufen war, als sein moralischer Antheil an dem Buche nicht gering ist, indem Perthes mit ihm als eingehendem Kenner der östreichischen Zustände Vieles durchgesprochen hat. Mögen ihm, der jetzt im Süden die Herstellung seiner Gesundheit sucht, die Lust oft Kunde bringen von dem Lobe, das die deutsche Presse einem Werke spendet, welches er als Freund und gründlicher Kenner Oestreichs hat fördern helfen.

Wenden wir uns nun zu dem Buche selbst, so war gewiß kein Grund für den Verfasser in der noch von ihm geschriebenen Vorrede sich zu rechtfertigen oder zu entschuldigen „wenn er den nicht unbekanntem, aber den Meisten unzugänglichen Stoff in Bewegung zu bringen“ helfen wollte. Gewiß war Vieles davon schon bekannt, Vieles so weit wir wissen auch nicht; vor Allem aber ist die Auffassung durchaus eigenthümlich, die Einheit der Gedanken imponirend und die Darstellung so durchsichtig, daß man fast nirgend das Fehlen der letzten Hand bemerkt.

Das erste Buch schildert die herkömmliche Geltung der überlieferten Zustände. In fast allen Erbländern war der Grund und Boden überwiegend in den Händen größerer Grundherren, welche ihre Besitzungen von Bauern gegen Zinsen und Frohnden bewirthschaften ließen; Hypotheken gab es keine, die Lehn- und Fideicommissqualität erschwerte allen Credit, die bäuerlichen Nutznießer konnten bei ihren Abgaben sich nur eben erhalten. So ward das Land bestellt wie vor hundert Jahren, der Sporn zum Fortschritt fehlte, die Städte und Märkte, welche nicht unter Grundherren standen, hatten mannigfaltig geartete Gemeindeverfassungen, deren Rechte aber, wie im übrigen Deutschland, meist zur Form herabgesunken waren. Die Landtage, aus Prälaten, Herren, Rittern und landesfürstlichen Städten zusammengesetzt, waren zu schwach um selbst bedeutende politische Anordnungen durchzuführen, aber stark genug um dem Landesfürsten jede kräftige Regierung unmöglich zu machen; in dem langen Kampfe von Fürsten und Ständen waren die Rechte beider in einen unentwirrbaren Knäuel zusammengelaufen, nirgend war zwischen dem Geschäftskreis der verschiedenen Behörden eine feste Grenze, es

beschluß verteidigte. Unbezweifelt aber sind die Verdienste, welche er sich auf socialem Gebiete und als Schriftsteller erworben. Was Ersteres anlangt, so ist seiner Initiative wesentlich die Errichtung der Handwerksheerbergen „Zur Heimath“ zu denken, welche dormalen schon in großer Anzahl in den verschiedensten deutschen Städten bestehen und einen segensreichen Einfluß geübt haben. Auf dem Gebiete der Literatur liegen uns drei Werke vor, welche seinem Namen eine ehrenvolle Stellung sichern. Das erste ist das wenigstgekannnte: „Das deutsche Staatsleben vor der Revolution“, obwohl es ein höchst anschauliches, auf tüchtigen Studien beruhendes Bild jener Zeit gibt, von der wir schon so weit getrennt sind, in der aber doch unsere Großväter noch lebten und mit der wir, trotz der Revolution, die sich scheidend zwischen uns und sie gelagert, doch mit so starken Fäden verknüpft sind. Weit größeren Einfluß gewann das „Leben von Friedrich Perthes“, welches von 1848—1855 in drei Bänden erschien. Es muß zugegeben werden, daß die liebevolle Hand des Sohnes Manches in dem Bilde des Vaters idealisirt hat; aber derselbe bleibt eine bedeutende Persönlichkeit, sowohl durch den thätigen Antheil, den er an der Erhebung Deutschlands und speciell Hamburgs gegen die Fremdherrschaft nahm, als durch die hervorragende Stellung, die ihm in der Geschichte und Entwicklung des deutschen Buchhandels gebührt; namentlich hat auch der Verfasser in dem Buche seiner Mutter Caroline Perthes ein Denkmal gesetzt, welches ihr einen Platz in der Geschichte edler deutscher Frauen sichert. Indes die eigentliche Bedeutung der Biographie liegt in ihren wichtigen Beiträgen zur Zeitgeschichte; Friedrich Perthes hatte die ausgedehntesten persönlichen Beziehungen, kaum ein bedeutender Mann lebte in Deutschland den er nicht kannte oder mit dem er nicht correspondirte; dabei war er bei aller Tüchtigkeit eine Natur von fast weiblicher Empfänglichkeit, gleichsam „ein Ohr der Zeit“. Der Sohn hat, um nirgend anzustoßen, bei der Mehrzahl der mitgetheilten Briefe die Namen der Verfasser weggelassen und doch fühlen wir jedesmal, daß der Betreffende ein Recht hatte als Repräsentant einer Richtung so zu sprechen. Es hängt das mit dem großen Verdienste des Werkes zusammen, daß es ein wirklich künstlerisch durchgearbeitetes Ganze ist, keine bloße Materialiensammlung oder Memoiren über den Mann. Wie anders hätte noch Stein's Leben wirken können, wenn ihm eine ähnliche Bearbeitung zu Theil geworden wäre! Abgesehen von den Varnhagen'schen Schriften hat von den Helden jener großen Zeit nur York in Drohsen einen wirklichen Biographen gefunden. Wenn wir daneben das Buch über Friedrich Perthes nennen dürfen, von dem z. B. der verewigte Tocqueville uns einmal sagte, daß er für die deutsche Geschichte der Zeit daraus am meisten gelernt habe, so ist das wesentlich das Verdienst des Sohnes.

Nach Vollendung desselben faßte Perthes jenes Werk über die Geschichte

der Parteien ins Auge, von dem zwei Theile uns vorliegen. Der erste behandelt das südliche und westliche Deutschland, der zweite eben erschienene die deutschen Länder der östreichischen Monarchie; die Erzählung, wie die nationale Partei sich in Preußen entwickelt und die Befreiung vollführt, ist Entwurf geblieben: ein wahrer Verlust, denn dieser Theil wäre ohne Zweifel die Krone des Werkes geworden. Inzwischen wollen wir dankbar für den zweiten sein, welcher fast vollendet in Perthes' Nachlaß gefunden ward: nur ein Capitel, welches das wiener Volksleben am Ende des vorigen Jahrhunderts schildern sollte, fehlt, weil es die unfertige Gestalt einer bloßen Skizze hatte. Herausgegeben ist es von Prof. A. Springer, der um so mehr dazu berufen war, als sein moralischer Antheil an dem Buche nicht gering ist, indem Perthes mit ihm als eingehendem Kenner der östreichischen Zustände Vieles durchgesprochen hat. Mögen ihm, der jetzt im Süden die Herstellung seiner Gesundheit sucht, die Lust oft Kunde bringen von dem Lobe, das die deutsche Presse einem Werke spendet, welches er als Freund und gründlicher Kenner Oestreichs hat fördern helfen.

Wenden wir uns nun zu dem Buche selbst, so war gewiß kein Grund für den Verfasser in der noch von ihm geschriebenen Vorrede sich zu rechtfertigen oder zu entschuldigen „wenn er den nicht unbekanntem, aber den Meisten unzugänglichen Stoff in Bewegung zu bringen“ helfen wollte. Gewiß war Vieles davon schon bekannt, Vieles so weit wir wissen auch nicht; vor Allem aber ist die Auffassung durchaus eigenthümlich, die Einheit der Gedanken imponirend und die Darstellung so durchsichtig, daß man fast nirgend das Fehlen der letzten Hand bemerkt.

Das erste Buch schildert die herkömmliche Geltung der überlieferten Zustände. In fast allen Erbländern war der Grund und Boden überwiegend in den Händen größerer Grundherren, welche ihre Besitzungen von Bauern gegen Zinsen und Frohnden bewirthschaften ließen; Hypotheken gab es keine, die Lehn- und Fideicommissqualität erschwerte allen Credit, die bäuerlichen Nutznießer konnten bei ihren Abgaben sich nur eben erhalten. So ward das Land bestellt wie vor hundert Jahren, der Sporn zum Fortschritt fehlte, die Städte und Märkte, welche nicht unter Grundherren standen, hatten mannigfaltig geartete Gemeindeverfassungen, deren Rechte aber, wie im übrigen Deutschland, meist zur Form herabgesunken waren. Die Landtage, aus Prälaten, Herren, Rittern und landesfürstlichen Städten zusammengesetzt, waren zu schwach um selbst bedeutende politische Anordnungen durchzuführen, aber stark genug um dem Landesfürsten jede kräftige Regierung unmöglich zu machen; in dem langen Kampfe von Fürsten und Ständen waren die Rechte beider in einen unentwirrbaren Knäuel zusammengelaufen, nirgend war zwischen dem Geschäftskreis der verschiedenen Behörden eine feste Grenze, es

gab keine landesfürstlichen Geschäfte, welche nicht auch von den Ständen, keine ständischen, welche nicht auch von dem Landesfürsten abhängig gewesen wären. So wurde Nichts mehr geschaffen: Alles blieb wie es beim Tode Ferdinand's II. gewesen.

Die Erblande waren auch nach der pragmatischen Sanction eigentlich nur durch Personalunion mit einander verbunden; nicht einmal ein gemeinsamer amtlicher Ausdruck für die Gesamtheit der Besitzungen bestand, man sagte entweder: die Erblande, oder zählte sie einzeln auf — die Habsburger fühlten sich allerdings schon lange als Kaiser von Oesterreich nannten sich aber erst 1806 so. Ebenso wenig war von einer wirklichen Centralbehörde, einem Ministerium die Rede, die sogenannte Conferenz, ein schwerfälliger Körper, war mehr eine Art Staatsrath, eine gemeinsame Gesetzgebung ward nicht einmal versucht, die Rechtspflege war in jedem einzelnen Lande anders und ward überall durch die Sonderrechte der Geistlichkeit so durchkreuzt, wie die Finanzwirthschaft durch deren Steuerfreiheit. Einzelne gemeinsame Abgaben bestanden allerdings, aber ihr Betrag war so gering, daß zu Karl's VI. Zeiten die Einkünfte Gesamtösterreichs auf etwa 14 Mill. fl. angeschlagen wurden, aber nicht 4 Mill. betrug, und daß Prinz Eugen erklärte, es könnten nicht 50,000 fl. aufgebracht werden, wenn es sich um die Rettung der Monarchie handle. Nur das Heer hatte einen einheitlicheren Charakter, obwohl, wie Berthes treffend bemerkt, niemals ein großer Fürst wie in Preußen ihm seinen Stempel aufgeprägt hatte; es bestand zwar auch hier noch eine bunt-scheckige Zusammensetzung von Geworbenen und Ausgehobenen, es fehlte an einem gemeinsamen Exercierreglement, die Friedensquartiere waren länderweise abgeschlossen, Soldzahlung und Verpflegung hingen in lästiger Weise von den Behörden der einzelnen Provinzen ab. Aber dennoch war die Armee eine gesamtösterreichische Institution durch ihre ruhmreiche Geschichte, namentlich seit Eugen Oestreich als ein mächtiges Reich gezeigt hatte. Demgemäß traten auch fortan in allen äußern Beziehungen und diplomatischen Verhandlungen die Habsburger als Vertreter Gesamtösterreichs auf.

Es kann nicht befremden, daß bei so losem Zusammenhang nach dem Tode des letzten männlichen Habsburgers begehrliehe Augen trotz der pragmatischen Sanction sich auf das reiche Erbe richteten. Vatern strebte nach dem Erzherzogthum, Böhmen, Tyrol und Breisgau, Sachsen nach Mähren und Oberschlesien, Preußen erhob seine alten Ansprüche auf Niederschlesien, Spanien verlangte Mailand, Parma und Trient, Frankreich Luxemburg und die östreichischen Niederlande. Im Innern nahm nicht bloß Ungarn eine an Unabhängigkeit grenzende Stellung in Anspruch, auch die Erblande waren zweifelhaft, in Schlesien ward Friedrich der Große von den gedrückten Protestanten mit offenen Armen aufgenommen, in Prag und Linz huldigten die

Stände dem Kurfürsten von Baiern. So drohend erschien die Lage, daß die Feldmarschälle und Minister der jungen Kaiserin riethen auf das einmal Verlorne zu verzichten und Oberösterreich, Böhmen, Schlessien und das nördliche Mähren ihren Feinden zu überlassen. Nur der alte Vertraute ihres Vaters, Bartenstein (Berthes giebt ein treffliches Bild dieses merkwürdigen Mannes, der sich vom Hauslehrer zum einflußreichsten Rath emporgeschwungen), und der böhmische Kanzler, Graf Kinsky, sprachen dagegen; der Kaiserin-Gemahl war ein wohlwollender aber schwacher Mann. In dieser anscheinend verzweifeltsten Lage fand Maria Theresia nur Hilfe bei sich selbst. Obwohl bigott-katholisch und ohne Erfahrung in Staatsgeschäften, hatte sie doch genug Urtheil und vor Allem Charakter, um sich der Gefahr gewachsen zu zeigen; ein Gedanke beherrschte sie: sie fühlte sich als Verkörperung Oestreichs. „Ich bin nur eine arme Frau“ sagte sie, „aber ich habe das Herz eines Königs“; sie sah es als ihre Bestimmung an, nicht zerstückeln zu lassen, was die lange Arbeit der Habsburger durch Schwert und Unterhandlung zu einem Reiche vereinigt. Durchdrungen von dieser Aufgabe trat sie ihren zagenden alten Dienern entschlossen gegenüber und lehnte es entschieden ab, Vieles zu opfern, um Weniges zu retten: sie wollte vielmehr Alles einsetzen um Nichts zu verlieren und wollte zu dem Zwecke, eingedenk des Wortes Eugens, daß eine kampferüstete Armee die beste pragmatische Sanction sei, die Kräfte Oestreichs für Oestreich sammeln und gebrauchen. Diese Willensfestigkeit, getragen von Würde und Liebreiz der persönlichen Erscheinung, überwand die innern Hindernisse, die widerstrebenden Stände bewilligten Geld und Truppen, ihr Muth theilte sich dem Heere mit und erzeugte schließlich eine Gemeinsamkeit der Stimmung, welche Oestreich einheitlicher als jemals früher erscheinen ließ. Allerdings mußte die Kaiserin im aachner Frieden Schlessien abtreten, aber sie erlangte gesicherte Herrschaft über das gesammte sonstige habsburgische Besitzthum; sie mußte den Ungarn wieder eine an Unabhängigkeit grenzende Selbständigkeit zugestehen, aber der böhmisch-deutsche Länderverband erhielt einen festeren Zusammenhang als je zuvor. Nach Beendigung des Krieges wandte die Kaiserin, gereift durch die Erfahrungen eines sechsjährigen Kampfes, nun ihre Aufmerksamkeit den innern Verhältnissen zu, sie hatte erkannt, daß sie, um ihre königliche Pflicht zu erfüllen, nicht wie bisher auf ihren persönlichen Einfluß und den guten Willen Anderer bauen dürfe, sie wollte eine Ordnung der Dinge herstellen durch welche Oestreichs Machtstellung auch ohne einen bedeutenden Fürsten gesichert ward gegen den aufstrebenden Nebenbuhler im Norden: dazu waren dauernde staatliche Einrichtungen erforderlich. In dieser Absicht wurden allmählig die alten unsfähigen Räte bei Seite geschoben und an die Spitze der Geschäfte trat der Graf, später Fürst Kaunitz als Haus-, Hof- und Staatskanzler. Die auswärtigen Angelegenheiten lagen ausschließlich in

seiner Hand, aber auch auf die innern übte er bestimmenden Einfluß, denn allein durch die Reform im Innern konnten Hülfquellen für die Behauptung der europäischen Stellung Oestreichs gewonnen werden. Da es diese ausschließlich war, die Maria Theresia im Auge hatte, und nicht eine Belebung der politischen Zustände an sich, so ward allerdings nicht daran gedacht jenes oben erwähnte wunderliche Gewirre obrigkeitlicher Regierungsrechte zu beseitigen, sondern das ganze Streben ging darauf den landesfürstlichen Behörden ein entschiedenes Uebergewicht über die ständischen Rechte zu geben. Die böhmische Kreisverfassung ward in allen deutschen Erblanden eingeführt, die Kreishauptleute traten als oberste landesfürstliche Behörde auf, welche ihre Competenz allmählig auf die ganze Verwaltung ausdehnte und der Städte wie Grundherren sich unterordnen mußten; sie selbst standen unter dem Landeshauptmann der Provinz. Die Privilegien der Landtage und Stände waren zwar von der Kaiserin bei ihrem Regierungsantritt ohne Widerrede bestätigt, wurden aber immer mehr zur Form, die landesfürstlichen Behörden drängten den Ausschluß des Landtages aus der Verwaltung zurück. Aber auch gegen die Nebenregierung des Clerus schritt Maria Theresia ein; sie theilte zwar nach innerster Ueberzeugung die Intoleranz der Curie und verfolgte die Protestanten wo sie konnte, aber sie nahm doch nie ihren Beichtvater zum politischen Rathgeber und ließ sich allmählig von ihren Räten bewegen, einzelne Finanzprivilegien der Hierarchie aufzuheben. Das Asylrecht der Kirchen und Klöster ward beseitigt, dem placatum regium in wichtigen Fragen gemischter Natur Nachdruck gegeben, Vertretung geistlicher Corporationen durch eigene Agenten in Rom nicht mehr geduldet. Die geistliche Gerichtsbarkeit über Cleriker blieb noch bestehen, aber falls auch nach weltlichem Gesetz ein Delict vorlag, mußte der Betreffende dem fürstlichen Gericht übergeben werden. Unter dem Einfluß des Jansenisten van Swieten wurde die wiener Universität ein Staatsinstitut und dem Einfluß der Jesuiten entzogen, die sich dagegen in der Volksschule bis zu Joseph II. behaupteten. Vor Allem aber war die Reform des Heeres das Augenmerk der Regierung; sie ging den Ständen gegenüber davon aus, daß unter den drohenden Verhältnissen ein Friedenspräsenzstand von 82,400 Mann und 25,600 Reitern nothwendig sei, der einen Aufwand von ca. 11 Mill. fl. verlangte, während die bisherige Contribution sich kaum auf 5 Mill. belief, und setzte diese Erhöhung allmählig überall durch, zunächst für 10 Jahre; die ständischen Rechte in Militärangelegenheiten wurden beseitigt. Hand in Hand hiermit ging die Steuerreform; die Grundsteuer ward neu umgelegt, das Lotto als Monopol verpachtet, Erbschafts- und Stempelabgaben eingeführt, Tranksteuern und Zölle, Salz- und Tabaksmonopole besser ausgebeutet. Beim Ausbruch des großen Krieges 1758 ward freilich auch durch die erste Ausgabe von Papiergeld und ver-

zinslichen Schuldverschreibungen der Grund zu der österreichischen Staatsschuld und der Reihe der Staatsbankerotte gelegt.

Dieses Ringen nach einer staatlicheren Gestaltung des Reiches erhielt einen neuen Charakter als Joseph II 1765 römischer Kaiser ward; seine Mutter blieb zwar in Oestreich Herrscherin, aber durch den Tod ihres Gemahls in der besten Kraft gebrochen, konnte sie sich dem Einflusse ihres lebhaften Sohnes so wenig entziehen, daß derselbe bald zur Mitregentschaft auch für die Erblande herufen ward. Freilich ward dieselbe eine Quelle von Mißthelligkeiten, denn die stolze Habsburgerin wollte wohl eine Hilfe, aber doch die Herrschaft nicht aus der Hand geben, Joseph als römischer Kaiser nicht eine untergeordnete Rolle in Oestreich spielen; bei dem bairischen Erbfolgekrieg brach dieser Zwist in offenen Kampf aus. Aber Josephs Gestirn war im Steigen, so oft auch Maria Theresia richtiger urtheilte als er und bald öffnete ihm ihr Tod die unbestritten oberste Stellung. — Joseph's Thronbesteigung bildet einen großen Wendepunkt in Oestreichs Geschichte; er hatte von seiner Mutter das ganze Selbstgefühl seiner Stellung geerbt und hielt seine Krone für das erste Diadem der Welt; aber der erste Lothringer hatte mit den kirchlichen Traditionen des Hauses Habsburg gebrochen, er war ein Sohn des Zeitalters der Aufklärung, er wollte die Philosophie zur Gesetzgeberin seines Reiches machen. Der erleuchtete Despotismus, wie er von Friedrich dem Großen, Aranda und Pombal geübt ward, sollte nun auch in Oestreich sein Werk thun, die Staatsgewalt die allein geltende, überall eingreifende Macht werden. Berthes faßt die Aufgabe, welche Joseph sich gestellt, folgendermaßen zusammen.

1) Innerhalb der einzelnen Erblande sollte jede Macht, jedes Leben und jedes Recht, welches sich nicht von der Regierung ableitete, möglichst zurückgedrängt werden.

2) Gesammtösterreich sollte durch Beseitigung nicht allein der Unabhängigkeit, sondern auch der Selbständigkeit seiner Erblande in ein Ganzes umgewandelt werden, dessen Centralgewalt jede andere politische Gewalt möglichst zu unterdrücken habe.

3) Kirche und Schule sollten zu Mitteln für die Zwecke des Staates gestaltet und in möglichst unbedingte Abhängigkeit von demselben gebracht werden.

Joseph schritt entschieden gegen die Rechte der Grundherren ein: die Leibeigenschaft ward aufgehoben, die Frohnden und Zinsen zu Gunsten der Staatsgrundsteuer beschränkt, der gutsherrlichen Gewalt über die Gutseingessenen enge Grenzen gezogen; die Städte wurden in völlige Abhängigkeit von dem Landesfürsten gebracht. Demgemäß wurden die Landtage auch bald zu einem reinen Schattenbilde, die Stände von allem Einfluß auf die Pro-

vincialgeschäfte entfernt, die Bureaucratie, das gehorsame Werkzeug des Kaisers, sollte allein regieren. Und wie die Provinzen im Innern nur Ableitungen der Centralregierung sein sollten, so sollten sie auch trotz ihrer verschiedenen nationalen Stellung in ein Gesamtösterreich aufgehen; Patriotismus und Nationalbewußtsein konnten sich in dem vielsprachigen Reiche nicht decken, Slaven, Deutsche, Ungarn sollten sich nur als Östreicher fühlen. Von diesem Gesichtspunkte der Alleinberechtigung der kaiserlichen Gewalt trat Joseph auch gegen die Hierarchie sehr viel schroffer auf, als Maria Theresia. Diese Fürstin suchte den Einfluß der Curie schonend einzuschränken, er aber wagte derselben offen entgegenzutreten: so war sein Augenmerk, der Geistlichkeit alle Einwirkung in Dingen zu nehmen, welche mit weltlichen Beziehungen zusammen hingen. Das Placet ward für alle päpstlichen Bullen wie für alle vom Papst ertheilten Titel und Würden obligatorisch gemacht, es durfte kein Geld mehr für Ablasse, Dispense &c. nach Rom gehen, weder Geistliche noch Laien sollten mit Rom in unmittelbarem Verkehr treten, der Nuntius in Wien keine andere Stellung einnehmen als der Gesandte jeder fremden Macht. Aber hiermit nicht zufrieden, faßte er den Gedanken ins Auge, eine österreichische Nationalkirche zu constituiren, welche im Staat aufgehe, deren Diener zu demselben in gleicher Abhängigkeit stehen sollten wie andere Unterthanen. Die große Zahl der Festtage und Processionen ward beschränkt, der Gebrauch der Landessprache für die gottesdienstlichen Handlungen verfügt, die Bilder und der Wunderkram in den Kirchen beseitigt. Noch schärfer ging der Kaiser gegen die Orden vor: er fand bei seinem Regierungsantritte 2165 Abteien und Klöster mit 64,000 Mönchen und Nonnen; von denselben hob er in zwei Jahren 150 in den Erblanden auf und ließ ihr gesamtes Eigenthum meistbietend versteigern. Er fuhr damit fort und verminderte sie bis auf 1324 mit 27,000 Ordensleuten, eine Zahl, die allerdings gewiß groß genug blieb, um allen Anforderungen zu genügen. Joseph führte auch die bürgerliche Gleichsetzung in seinem Reiche ein und befreite durch die Toleranzedikte die Protestanten von dem Drucke, unter dem sie bisher geseufzt, ein Unterschied sollte zwischen katholischen und protestantischen Unterthanen nicht mehr gemacht werden für alle Verhältnisse des bürgerlichen und politischen Lebens. Demgemäß ward die Hausvisitation nach lutherischen Büchern aufgehoben und dieselben der allgemeinen Censur unterworfen, den Priestern die Angriffe gegen die Protestanten untersagt, welche auch nicht mehr gezwungen sein sollten, an Processionen Theil zu nehmen. Die Ausübung des Cultus blieb freilich noch demüthigenden Bedingungen unterworfen und die Protestanten blieben verpflichtet, ihre Kinder in die katholischen Schulen zu senden; wo hundert Familien an demselben Orte oder dessen nächstem Umkreise protestantisch waren, konnten sie ein Bethaus errichten, aber dasselbe

durfte keine Glocken und Thürme, ja nicht einmal einen öffentlichen Eingang von der Gasse haben. Jede Religionsübung außerhalb des Bethauses war verboten, die Prediger durften keine gemischten Ehen einsegnen, die Kinder aus denselben mußten sämtlich katholisch erzogen werden. Der katholischen Kirche sollte nach Joseph's Ansicht der Vorzug der alleinigen öffentlichen Religionsübung bleiben, denn seine ganze Anschauungsweise wurzelte zwar in der Aufklärung, aber er blieb darum doch durchaus katholisch in seiner religiösen Auffassung und sah jede Ueberredung zu einem anderen Glauben als Störung des öffentlichen Friedens an. Die Verbesserung der Lage der Protestanten war keine innere Würdigung des evangelischen Lebens, sondern eine Dispensation aus kaiserlich königlicher Gnade und Milde. Aber dennoch athmeten die Protestanten auf nach dem langen, erbarmungslosen Drucke, unter dem sie gestanden und welcher erst jetzt recht aller Welt bekannt ward. Gemäß dieser streng katholischen, wie auch liberalen Richtung mußte Joseph's Streben hinsichtlich der Schulen dahin gehen, die Alleinherrschaft des Clerus zu brechen, der das ganze Unterrichtswesen in seine Hand gebracht hatte. Schon Maria Theresia hatte eine rein weltliche Schulordnung erlassen, welche von dem Princip des allgemeinen Schulzwangs ausging; der Kaiser schritt in dieser Richtung weiter vor und ordnete die Schule überall den landesfürstlichen Behörden unter, die Landdechanten wirkten als Schulrätthe. Den Geistlichen ward der Besuch des collegium germanicum in Rom verboten und an seine Stelle ein Collegium in Pavia als höhere Bildungsanstalt gegründet, nur gallicanisch gesinnte Geistliche erhielten fortan Lehrstühle, die Priesterseminare standen unter weltlicher Aufsicht. So hoffte Joseph sich einen Clerus der Zukunft zu erziehen, welcher seine Ideen über die unabhängige Stellung des Staates zur Kirche verwirklichen sollte; aber er stieß hierbei wie in seinem ganzen rastlosen Reformdrang auf unerwartete Hindernisse. Seine Richtung war wie die Aufklärung der Mehrzahl nur negirend, auf das Forträumen, nicht auf das Bauen gerichtet, die jahrhundertlangen Mißbräuche stelen nicht, weil die Wahrheit unwiderstehlich zu ihrer Beseitigung drängte, sondern weil Joseph sie als Mißbräuche ansah, er griff bald hier bald dort ein, wo ihm etwas saul erschien, aber der letzte Grund dafür blieb sein *bon plaisir*; deshalb bekämpfte er ebensowohl positiv schädliche Auswüchse und Uebergriffe, als Lebensgewohnheiten, welche tief mit dem Volke verwachsen waren. Nur das Regiert werden aller Verhältnisse und Personen sollte Oestreichs Stärke begründen, jede Provinz, jedes Dorf sollte nur ein Theil des Reiches sein, die geschichtlich gewordenen Eigenthümlichkeiten, die Verschiedenheiten von Stand, Nationalität, Landesart wurden ignorirt. Aber was selbst in dem durch lange königliche Vorbereitung centralisirten Frankreich erst in Folge einer ungeheueren Revolution gelang, das erreichte Joseph

durch sein unruhiges individuelles Eingreifen in der buntscheckigen Ländermasse der österreichischen Monarchie nicht; er brachte die Elemente des alten Staatswesens in Gährung, aber er konnte die *vis inertiae* nicht überwinden, welche in Ungarn, in den Niederlanden sogar in offenen Aufstand ausbrach, in den Erblanden sich passiv doch um so zäher dem aufotroyirten Fortschritt widersetzte. Inmitten dieser Zersezung des Bestehenden starb der Kaiser 1790; sein Fehler war, wie Friedrich der Große treffend bemerkte, daß er den zweiten Schritt vor dem ersten machen wollte; kaum hatte er die Augen geschlossen als seine Reformen in wichtigen Punkten rückgängig gemacht wurden — freilich unbedingt konnte das Alte auch nicht hergestellt werden. In diesem Zustande trat Oestreich in das Zeitalter der Revolution und in den Kampf mit ihr.

Während neuer Kämpfe und Verwickelungen in der Revolutionszeit verloren die inneren Verhältnisse von der Wichtigkeit, die sie unter Joseph gehabt. Man stellte das Alte wieder her, wo die Neuerungen zu große Unzufriedenheit hervorgerufen hatten, behauptete aber im Wesentlichen die Allmacht der Regierung, welche der Kaiser begründet. Die ganze Kraft des Reiches ward durch fünfundzwanzig Jahre in Anspruch genommen um seine europäische Stellung zu behaupten. Freilich auch Maria Theresia hatte um dieselbe schwere Kämpfe bestanden und hatte schließlich die Eroberung Schlesiens anerkennen müssen, aber der siebenjährige Krieg blieb doch ein Cabinetskrieg, man kämpfte mit gleichen Waffen. Anders gestaltete sich der Conflict mit der neuen Macht, die sich in Frankreich nach dem Sturz des Königthums erhob. In Deutschland freilich blieben zunächst wesentlich die Verhältnisse geltend, durch welche bis dahin Oestreichs Stellung bedingt gewesen war. Aus dem Reiche war es so gut wie ausgeschlossen, der römische Kaiser deutscher Nation war nur noch dem Namen nach das Haupt einer Conföderation von Territorien, in die sich das Reich zersplitterte; der Herrscher der Erblande figurirte zwar in der Reichsmatrikel für jedes einzelne Land, indeß seine Stellung war eine überwiegend europäische, nicht deutsche. Der Kaiser bestrebte sich nur den Besitzstand nicht zu seinen Ungunsten ändern zu lassen, aber besann sich nicht Lothringen gegen die toscanische Secundogenitur zu vertauschen; selbst Joseph's Absichten auf Baiern waren rein österreichische Arrondirungspläne und gingen nicht darauf aus eine andere Stellung im Reiche zu gewinnen. Nothwendig mußte sich so der Gegensatz zu der aufstrebenden preussischen Macht immer mehr ausbilden, Oestreich wollte die Herrschaft über die deutschen Kräfte, welche es noch besaß, nicht aufgeben, Preußen einen politischen Einfluß gewinnen, den es nicht besessen hatte. Ebenso scharf war der Gegensatz auf geistigem Gebiete: Oestreichs Princip war der Katholicismus und auch Joseph blickte mit tiefem Widerwillen auf die Thatfache der

Reformation: sie war für jeden habsburgischen Staatsmann nur eine unglückliche Neuerung, welche das Aufsteigen dieses Hauses zur Weltherrschaft gehindert hatte. Preußens Princip war eben diese Neuerung, durch sein Aufkommen hatte nach Schwedens Sinken der Protestantismus wieder einen politischen Einheitspunkt auf dem Continent erhalten. Friedrich der Große verwirklichte die Befürchtungen des Kanzlers von Strahlendorff, indem er Preußen zu einer deutschen Macht mit europäischem Charakter erhob und gleichzeitig aus einem Territorium zu einem wirklichen Staate durchbildete. Der hubertsburger Frieden konnte somit nur einen Waffenstillstand bilden in dem großen Kampfe um Deutschland, welcher auch durch den prager Frieden noch nicht beendet ist; bis der Krieg ausgesprochen, erscheint jede Periode einer entente cordiale zwischen Wien und Berlin, wie von 1815—48, von 1852—59, als eine Zeit der Erschlaffung und des Sinkens für den Staat der Hohenzollern. Friedrich's Einschreiten im bairischen Erbfolgekrieg vereitelte Joseph's Pläne. Den Vorschlag des Kaisers Deutschland mit ihm zu theilen (Mainlinie!) beantwortete er mit dem Fürstenbunde. Ueber diese Idee einer deutschen Conföderation ging im 18. Jahrhundert der Ehrgeiz Preußens nicht hinaus und demgemäß theilten sich auch die Territorien in ihren Sympathieen. Die große Mehrzahl der kleinen Reichsstände fühlte wohl, daß sie keinen Anspruch mehr auf Fortdauer ihrer politischen Unabhängigkeit hatte und daß jede tiefer gehende Aenderung sie beseitigen müsse. In Oestreich, welches Alles beim Alten erhalten wollte, konnten sie also allein die Bürgschaft der eigenen Fortdauer suchen. Die lebensfähigen Territorien dagegen, welche sich durch sich selbst in ihrem Fortbestande sicher fühlten, neigten zur föderativen Gestaltung der deutschen Verhältnisse und trafen darin mit Preußens Richtung zusammen. Diese Stellung der beiden Mächte muß man sich stets vergegenwärtigen um zu begreifen, wie schwer ihnen die gemeinsame Action gegen Frankreich werden mußte, wie leicht die vom principiellen Standpunkt geschlossene Allianz gegen die Revolution sich löste und erst nach langen Irrungen wieder hergestellt werden konnte, als es sich in der That für beide um Sein oder Nichtsein handelte. Mit dem baseler Frieden einerseits, mit der Berufung des preußenfeindlichen Thugut andererseits trat die Nebenbuhlerschaft der beiden Mächte wieder in ihre volle Schärfe, um so mehr als mit dem Steigen der französischen Macht Preußen seine conföderative Politik mehr und mehr aufgab und sich freundlich zu den revolutionären Mächten stellte. Die Eroberungspolitik trat nicht blos in Polen, sondern auch in Deutschland immer offener hervor. Preußen willigte ausdrücklich in die Abtretung des linken Rheinufers und entschädigte sich durch Säkularisationen; es besetzte endlich 1805 auch Hannover mit Frankreichs Zustimmung.

Oestreichs Politik bewegte sich in ähnlicher Richtung, traf aber durch die

Verhältnisse öfter feindlich mit der Frankreichs zusammen. Es war an sich zwar durchaus nicht geneigt für die Existenz der kleinen Reichsstände seine Macht einzusetzen, aber es wollte seine Besitzungen in den Niederlanden, Breisgau und Italien nicht Preis geben; nicht der Schutz der Reichsinteressen, der nur wie zum Hohne erwähnt ward, sondern die Gefährdung seiner Hausinteressen brachte Oestreich in Conflict mit Frankreich und sobald es für sich einen guten Handel abschließen konnte, gab es Deutschland unbedenklich Preis. Während in Regensburg der Kaiser die Reichsstände aufforderte der Einheit und der Erhaltung des Reiches treu zu bleiben, räumte er in der Stille das westliche Rheinufer gegen das Versprechen Venedigs. Wenn es bei den Mediatifikationen nur Salzburg und Trient erhielt, so war der Grund einzig, daß keine andern kleinen Reichsstände in seiner Nähe lagen; der Kaiser hatte seine Stellung als deutscher König vollständig aufgegeben und legte schließlich auch die äußere Würde nieder. Von Oestreich wie von Preußen verlassen, verfielen die Reichsstände der Rheinbundspolitik; der Kurfürst Erzkanzler Freiherr v. Dalberg ward Napoleon's eifriges Werkzeug um die Fürsten zu überzeugen, daß sie nur durch Frankreich Schutz und Vergrößerung erhalten könnten und der Moniteur meldete: „Baiern, Württemberg und Baden haben gemeinschaftliche Sache mit Frankreich gemacht, es wird ihnen dadurch neuer Glanz erwachsen.“ Bis 1813 leisteten diese Staaten dem Reichsfeinde Hinterlassendienste, sowohl gegen Preußen wie gegen Oestreich, keins der beiden konnte auf sie rechnen, aber auch keine der beiden Mächte konnte auf die andere rechnen, auch dann nicht als schon beide Nichts mehr von Frankreich zu hoffen hatten; Oestreich ließ Preußen bei Jena und Tilsit vernichten, Preußen sah bei Ulm und Wagram unthätig zu. Wie eine eiserne Mauer hatten sich, nach Genz' Worten, Mißtrauen, Eifersucht, Erbitterung, streitende Interessen, feindselige Politik, blutige Kriege und offene oder versteckte Befehdungen eines halben Jahrhunderts zwischen diese beiden Mächte gethürmt. Nur dieser eine Mann, Friedrich Genz, erhob sich über alle jene Hindernisse und predigte überall, daß in der Allianz der beiden deutschen Großmächte die einzige Möglichkeit liege, Frankreich zu besiegen und der Vereinigung zwischen Rußland und Frankreich ein immerwährendes Hinderniß entgegenzustellen.

Die Charakteristik dieses merkwürdigen Mannes ist einer der bedeutendsten Theile des Perthes'schen Buches und scheint uns sein Wesen, dessen Bedeutung und Mängel, voller gefaßt zu haben, als dies je zuvor geschehen. Der wunderbare Widerspruch eminenter politischer Begabung und unbeugsamer Energie mit dem Mangel aller sittlichen Haltung und rastloser, raffinirter Genußsucht tritt schlagend hervor. Ewiges kannte er nicht, mit allen Kräften des Leibes und der Seele gehörte er dieser Welt an. In derselben bestimmte ein großer

verdient auch der grade jetzt wieder so wichtig werdende Gegensatz zwischen Oestreich und Rußland, welcher wohl zeitweise durch den Kampf gegen Napoleon oder die Revolution übertüncht werden konnte, aber in den Verhältnissen zu tief begründet war um nicht immer wieder hervor zu treten. Schon seit 1804 ward Genz nicht müde, auf die drohende Gefahr des Bündnisses zwischen Frankreich und Rußland hinzuweisen. Unablässig wiederholte er, daß nur ein Bündniß zwischen Oestreich und Preußen diesem Unheil begegnen könne, daß allein diese beiden Mächte in ihrer Vereinigung der Welt ihre Ruhe wiedergeben könnten.

---

### Savonarola.

Geschichte Girolamo Savonarola's von Pasquale Villari, deutsch von M. Benschek. Leipzig, Brockhaus 1868.

#### II.

Als der 30jährige Dominicaner auf Befehl seiner Oberen zum ersten Mal nach Florenz kam, war er Allem, was ihn hier umgab, so völlig fremd, daß schlechterdings keine Anknüpfungspunkte für irgend eine Wirksamkeit vorhanden schienen. Ein religiöser Schwärmer, den der Anblick der zeitgenössischen Gräuel in die Klosterzelle trieb, wo Thomas von Aquino und Aristoteles seine Lehrer sind, der aber zugleich den Drang in sich nicht bemeistern kann, den Eifer für die Erneuerung der Sitten, der in ihm brennt, auch in Anderen zu wecken, mußte den Florentinern Lorenzo's des Prächtigen etwas Unverständliches sein, eine Curiosität, ein Gegenstand des Spottes. Es überrascht uns nicht, wenn wir lesen, daß Savonarola's Predigten, die mehr Eifer als Kunst verriethen, nicht den mindesten Eindruck hervorbrachten. Die Folge davon war aber nicht Entmuthigung und gänzliche Flucht aus der Welt, sondern eine nur um so gewaltigere Steigerung des Glaubens an seinen Beruf. Der Gleichgiltigkeit gegenüber dringt er nur um so tiefer in das eigene Innere, am Widerstand entwickelt sich die mystische Anlage seines Wesens zu einer alle anderen Geisteskräfte beherrschenden Stärke. Dem Flug seiner Einbildungskraft folgend, der das Studium der alttestamentlichen Propheten stets neue Nahrung zuführt, achtet er kein Hinderniß, Jahre lang übt er sich als Prediger in verschiedenen Orten Oberitaliens, und wenn er nun nach Florenz zurückkehrt, so hat er inzwischen nicht nur